

Zeitschrift: Berichte der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Band: 86 (1993)

Artikel: Kehrt der Bär in die Alpen zurück? : Plädoyer für Meister Petz mit Lagebericht über die letzten Alpenbären im Trentino

Autor: Hofmann, Heini

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-832553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kehrt der Bär in die Alpen zurück? Plädoyer für Meister Petz mit Lage- bericht über die letzten Alpenbären im Trentino

Heini Hofmann

Während die Chancen für den Braunbären im Norden und vor allem im Osten Europas und selbst noch in den Abruzzen intakter blieben, schmolzen die Restvorkommen in den Pyrenäen und in den Alpen fast gänzlich zusammen.

Im Jahre 1904 röchelte der letzte Schweizer Bär im Unterengadin im Kugelregen der Jäger sein Leben aus (siehe Abb. 2). In Deutschland (Ruhpolding) tat er dies schon 1835, im heutigen Österreich (Tirol) 1891 und in den französischen Alpen (Vercors) 1921. Heute schämt man sich dieses traurigen Kapitels Naturgeschichte und bemüht sich um Wiedergutmachung.

Angeheizt wurde dieses Thema nicht zuletzt durch den emotionalen Film von Jean-Jacques Annaud. Es folgten spontane Meinungs-

umfragen mit erstaunlich positivem Echo. Zudem wirken die Resultate bezüglich Wiedereinbürgerung von Luchs und Bartgeier ermutigend. Deshalb sind nun Bestrebungen im Gang, den letzten kümmerlichen Rest an Alpenbären (in der norditalienischen Provinz Trento) zu erhalten und - nach gründlichen Abklärungen - durch Wiederansiedlung zusätzliche Kolonien zu gründen.

Warum die Alpenbären ins Abseits geraten sind, zeigt ein Blick zurück.

Ein heisses Eisen

Rücksichtsloses Konkurrenzdenken des Raubbeuters Mensch gegenüber tierlichen Beutegreifern und Greifvögeln zeichnet verantwortlich für die beschämende Ausrottungsgeschichte einer ganzen Reihe tierlicher Jäger: Wolf, Luchs, Fischotter - und Bär.

Gerade was Meister Petz anbetrifft, stellt man sich heute nun ernsthaft die Frage der Wiedergutmachung, sprich: Wiedereinbürgerung. Doch dieses Thema ist ein heisses Eisen, und die Meinungen darüber gehen auseinander. Wer sich hier ein objektives Urteil bilden will, muss die Ausrottungsgeschichte und die heutige Bärensituation kennen.

Merkwürdig, das Verhältnis des Menschen zum Braunbären war seit jeher ein gespaltenes: Verehrung dicht neben Verachtung, überschwengliche Verhättschelung hier und bestialische Verfolgung dort. Warum das? Nehmen wir das Sympathische vorweg, die Zuneigung, um nicht zu sagen die "geistige Verbundenheit".

Einst König der Alpentiere

Wir Menschen mögen Tiere, die "Männchen machen"; denn das Sich-auf-die-Hinterbeine-Setzen macht sie uns ähnlich, ebenso die Verwendung der Vordertatzen im Sinne von "Händen". Doch dies ist nicht das einzig Verbindende. Auch die lang andauernde Mutter-Kind-Beziehung spricht uns an.

Und schliesslich scheint der einstige Haus- und Höhlenbewohner Mensch dem Bären wohlgesinnt, weil auch dieser geschützte Stätten in Form von Höhlen aufsucht, die ihm als Winterquartier und Geburtsstätte dienen.

All das bewirkte, dass der Bär auf der nördlichen Halbkugel



Abb. 1: Nachdem um die Jahrhundertwende der Bär in der Schweiz ausgerottet war, denkt man heute anders und überlegt sich ernsthaft, ob dem Alpenbären nicht doch noch eine Chance gegeben werden könnte.

(Foto: Robert Varadi/Agentur Sutter)

der Erde zum ungekrönten König der Tiere wurde. Doch dann erging es ihm mit dem Löwen wie dem Apfel mit der Banane: Meister Petz wurde vom exotischen Importstar entthront.

Gespaltene Beziehung

Heute lebt der Bär bei uns nur noch in Mythen und Märchen weiter und ziert Wappen, entweder in seiner ganzen Grösse oder lediglich mit seiner mächtigen Tatze. Im Gelände erinnern nur noch ein paar markante Stellen an sein einstiges Vorkommen: Bärentritt, Bärenpfad, Bärenstein. Und unter Menschen tut man sich höchstens noch "einen Bären aufbinden", wenn man jemanden zum Narren halten will.

Doch neben aller Zuneigung stand seit jeher gnadenlose Verfolgung. Auch das hat seine tieferen Gründe: Mit grossen Säugetieren, die denselben Lebensraum benutzen, setzt sich der Mensch zwangsläufig intensiver auseinander als mit "niedерem Getier". Zudem wurde im wildbiologisch noch nicht aufgeklärten Zeitalter oft aufgrund von Vermutungen und Verleumdungen verurteilt.

Angst, Habgier und Neid

So gab es für die radikale Bejagung der Braunbären der Gründe mehrere, vorab die heute als weitgehend unbegründet erachtete, damals aber generell verbreitete und meist auf Jägerlatein beruhende panische Angst vor diesem grössten europäischen Beutegreifer.

Oder es waren finanzielle Überlegungen; denn es winkten saftige Schussgelder und fette Erlegungsprämien, und die "lebende Rohstoffquelle" Bär liess sich mannigfach nutzen: Fell, Fleisch, Fett und Zähne. Neben Befriedigung des Jagdtriebes war dem Bärenjäger auch ein Prestigegewinn sicher.

Zudem ergab sich zwischen Bär und Mensch - beides sind Nahrungsrivalen, die alles essen - zwangsläufig eine Konkurrenzsituation; hier hat sich traurigerweise bis heute nicht viel geändert. Hand aufs Herz: Bedeutet doch jetzt noch für nicht wenige Jäger ein beispielsweise vom Luchs gerissenes Stück Schalenwild einen gravierenden Eingriff in "potentielles Eigentum".

Eher verständlich war der Schutz des eigentlichen Eigentums. Schaf- und Ziegenbesitzer, Weinbauern, Pflanzler und Imker versuchten

sich mit unterschiedlichen Methoden vor Schaden zu schützen: durch Einfrieden der Weidetiere während der Nacht (“Bärenhag”), mittels Klappermühlen an Bächen oder durch Entzünden von Höhenfeuern. Aber das half nicht immer, weshalb man den Bären auch jagte.

Lebendig ...

Die Bärenjagd war aber nicht immer eine blutige, weil die Tiere für bestimmte Zwecke auch lebend gebraucht wurden: für Gladiatorenspiele bei den alten Römern und für Tierkämpfe im Mittelalter (zum Beispiel Bär gegen Wisent), oder als Tanzbär in Schaubuden, für höfische Jagdvergnügen und später für Schaustellung in Zoo und Zirkus. Heute werden sie etwa für Forschungszwecke (Anlegen von Halsbandsendern) oder für Umsiedlungen eingefangen.

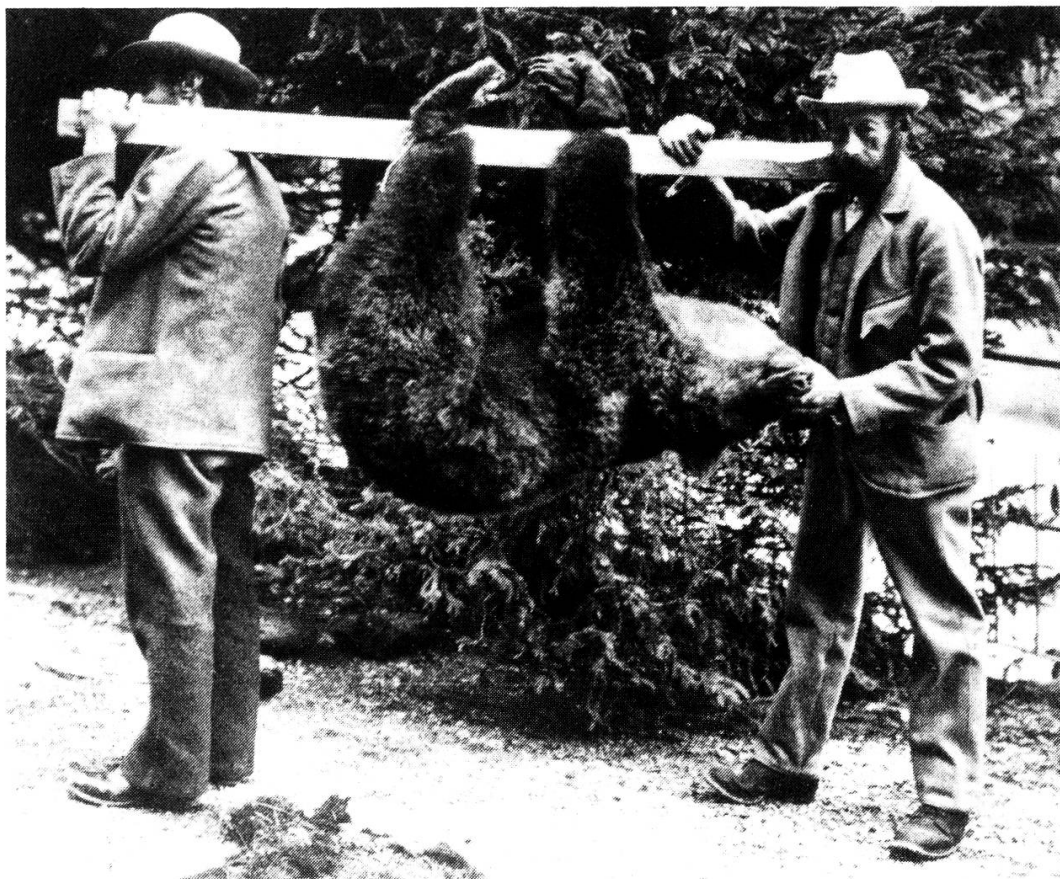


Abb. 2: Um die Jahrhundertwende endete das Kapitel Bärenjagd unrühmlich, nämlich mit der Ausrottung der Bären in der Schweiz und in andern Alpenländern: Im Bild der 1904 im Unterengadin (Val Scharl) erlegte, allerletzte Schweizer Bär. (Foto: W. Rauch/NMB)

Um einen Bären lebend zu erbeuten, bediente man sich vor dem Zeitalter der Narkosegewehre dreier Methoden, die alle eine genaue Kenntnis regelmässig begangener Wechsel bedingten: Schlinge, Fallgrube und Kastenfalle. Die von Goethe in seinem Epos "Reineke Fuchs" beschriebene Fangweise - Einklemmen des honigsuchenden Bären in einem durch Keile gespaltenen Baumstamm - dürfte wohl eher dichterischer Phantasie als praktischer Erprobung entsprungen sein.

... oder tot

Doch meistens wollte man den Bären tot. Auch hier war das Herrentier an Einfällen nicht verlegen: Vergiften durch ausgelegte Köder, Fangen in Fallen, Schlingen und Tellereisen mit anschließendem Töten, Erschlagen in Schlagfallen, "Auffangen" des verletzten oder von Hunden getriebenen Bären mit Spiess oder Bärenfangeisen und schliesslich die Feuerwaffen, von Büchsen über Flinten bis zu grosskalibrigen "Bärentötern".

Um auf Schussdistanz an den Bären heranzukommen, bediente man sich im Alpenraum verschiedener Jagdmethoden: Verfolgen der Spur, das sogenannte "Ausfährten", Erwarten an einer günstigen Stelle, "Ansitz" genannt, oder Aufspüren durch den einzelnen Jäger, das heisst "Pirschjagd". Oft aber waren es Zufallsbegegnungen, wenn etwa Gems- oder Rehjäger unverhofft auf einen Bären stiessen.

Auch Treibjagden wurden gelegentlich veranstaltet, an denen sich ganze Dorfschaften mit Lärminstrumenten beteiligten, oder Hetzjagden mit einer Hundemeute, die den Bären an der Flucht hindern oder ihn den Jägern zutreiben sollte. Pferde werden im Zusammenhang mit Bärenjagd selten erwähnt. Wenn sie eingesetzt wurden, dann als Reittier des Jagdherrn; der Kampf mit dem Bären aber wurde zu Fuss geführt.

Die Hinterlader brachten das "out"

Begegneten jedoch unbewaffnete Berggänger einem Bären - nicht selten ist von Pfarrherren die Rede -, wurde es kaum je kritisch; nicht weil Bären Geistliche besonders mögen, sondern weil sie vor dem Menschen ganz allgemein zu fliehen pflegen. Anders ist

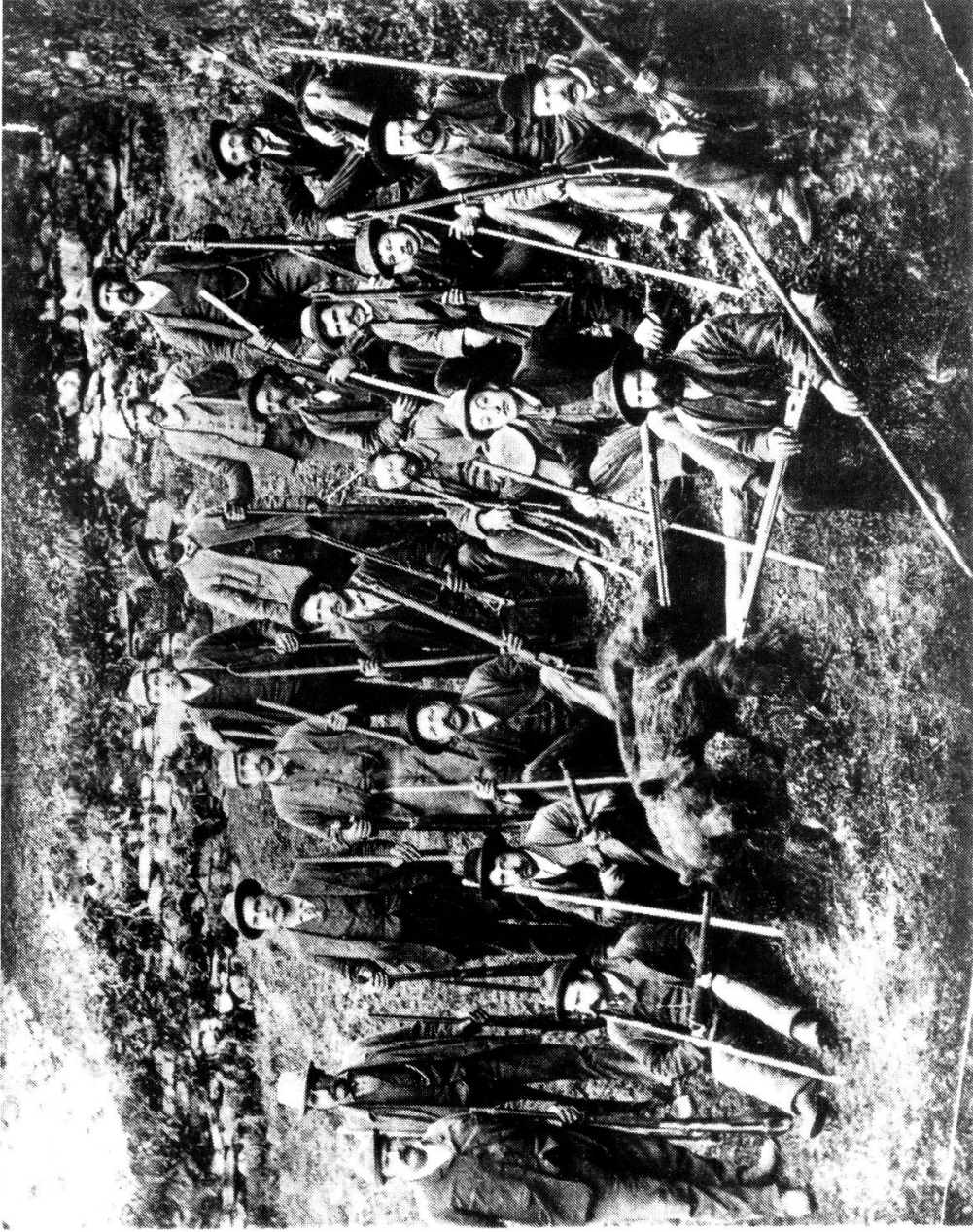


Abb. 3: Bündner Bärenjäger in Siegerpose nach einer erfolgreichen Jagd im Misox gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Das Bild ist sprechend für die damalige Mentalität dem Bären gegenüber. (Foto: W. Rauch/NMB)

es mit Bärenmüttern, die ihre Jungen in Gefahr glauben, oder wenn ein Bär bloss angeschossen wird.

Davon ist in vielen Erzählungen die Rede. Da war die einzige Chance des Jägers, den waidwunden Bären mit dem Gewehrkolben kampfunfähig zu machen; denn für das komplizierte Nachladen der damaligen einläufigen Vorderladerstutzen blieb in solchen Momenten keine Zeit mehr...

Mit dem Aufkommen des Hinterladers ausgangs des letzten Jahrhunderts verschoben sich dann aber die Chancen endgültig zugunsten des Jägers. So oder so, alle Beschreibungen von Bärenjagden haben etwas gemeinsam: Das Erlegen des Symboltieres wurde stets triumphal gefeiert; die Jäger waren allemal die Helden (siehe Abb. 3).

Der letzte Bär

Solch intensive Bejagung ohne Schonzeit, wo weder Jungtiere noch führende Mütter Gnade fanden, bedeutete, wenn man die geringe Siedlungsdichte des Braunbären und seine bescheidene Vermehrungsrate miteinberechnet, unweigerlich das Ende für diese stolze Zierde unserer Fauna. Denn wenn beispielsweise ein Muttertier mit seinen beiden Jungen erlegt wurde, dann fehlte in einem Gebiet von rund 100 km² nicht nur das fortpflanzungsfähige Weibchen, sondern auch der Nachwuchs.

So war denn das Schweizer Mittelland bereits im 15. Jahrhundert bärenleer, und im Jura verschwand Meister Petz Mitte 19. Jahrhundert. Am längsten vermochte er sich in seinem "Reduit", den Zentral- und Südalpen zu halten, nämlich bis ausgangs 19. Jahrhundert. Der letzte Schweizer Bär brach am 1. September 1904 am Piz Pisoc im Unterengadin unter den Kugeln der beiden Gemsjäger Fried und Bischoff tot zusammen (siehe Abb. 2).

Aktuelle Situation

Heute, neun Jahrzehnte danach, ist nun - im Zuge des Erwachens vernetzten Denkens im Naturschutz - auch die Bärenfrage wieder aktuell geworden. Vorabklärungen haben ergeben, dass die Wiedereinbürgerung von Braunbären in bestimmten Bereichen des Alpenbogens theoretisch möglich wäre.

Die Schweiz steht dabei nicht im Vordergrund, doch ragt unser Land mit mehreren "Brückenköpfen" in solch denkbare, grossflächige und grenzüberschreitende Bärenbiotope hinein (Südalpentäler, Tessin und Jura). Auch die gesetzliche Grundlage wäre gegeben; denn die Art ist seit 1925 unter Schutz gestellt.

Der Lebensraum des Bären ist - wohl vor allem im Sinne des Rückzugs vor dem Menschen - der Wald. Seit dieser ab 1902 in der ganzen Schweiz geschützt worden ist, hat er sich von den rigorosen Rodungen im letzten Jahrhundert wieder erholen können. Die einheimischen Huftiere (Steinbock, Reh und Hirsch) kehrten zurück, und seit etlichen Jahren auch der Luchs. Somit fehlen eigentlich nur noch Bär und Wolf, wobei es für den letzteren noch schwieriger sein dürfte, Akzeptanz zu finden.

Keine Bärengraben-Bären!

Grundvoraussetzungen eines Comebacks der Alpenbären sind internationales, den ganzen Alpenbogen überspannendes Vorgehen (da Tiere keine Grenzen beachten), wissenschaftliche Abklärung geeigneter und zusammenhängender Lebensräume (ausreichende Nahrungsgrundlage, möglichst wenig Zivilisationsdruck), tauglicher Versicherungsschutz zur Deckung allfälliger Schäden sowie intensive und objektive Aufklärung der Bevölkerung.

Aus genetischen Gründen müssten jeweils mehrere und vor allem solche Tiere ausgesetzt werden, die den Alpenbären, welche offensichtlich eine eigene geographische Unterart darstellen, am nächsten kommen. Dies wiederum bedingt eine vorgängige, exakte Abklärung der genetischen Distanz (Verwandtschaftsgrad) aller europäischen Bärenvorkommen.

Am ehesten dürften die östlichen Bärenpopulationen als Ressource dienen, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie noch genügend gross sind und ohnehin noch bejagt werden. Auf keinen Fall aber dürften - doch das steht bei den Fachleuten auch gar nicht zur Diskussion - Zoo- oder Bärengrabentiere ausgesetzt werden, sondern nur Wildfänge, die vorher keinen Kontakt mit dem Menschen hatten; denn gerade halbzahme Tiere könnten, wie diesbezügliche Erfahrungen aus amerikanischen Nationalparks lehren, gefährlich werden, womit den Bären ein Bärendienst erwiesen wäre. Der

Bärengraben ist also kein Ansiedlungs-Reservoir!

Mit ein bisschen Nachhilfe

In Österreich half ein glücklicher Zufall mit: Im Ötschergebiet, in den nördlichen Kalkalpen im Südwesten Niederösterreichs, lebte seit ein paar Jahren ein Bärenmann, der spontan aus dem Osten zugewandert war.

Weil die Akzeptanz bei der Bevölkerung so gut war, konnte man ihm durch Aussetzung eine Bärenfrau begeben und später noch ein zweites Tier freilassen. Mit dieser mutigen Entscheidung hofft man, den Grundstein für eine österreichische Bärenpopulation gelegt zu haben.

Nur 35 km von der Schweiz entfernt

Wildlebende Bären sind extrem scheu und vorsichtig. Sie sind Einzelgänger mit vorwiegend nächtlicher Aktivität und grossem Lebensraum. Will sie der Forscher beobachten oder gar einfangen zwecks Markierung, so ist dies viel mühsamer als etwa beim Schalenwild, vergleichbar vielleicht mit der Situation beim Luchs und dennoch schwieriger, weil der Bär ein sekundärer Beutegreifer ist, dem man nicht einfach am Riss auflauern kann. Bärenforschung bedingt pragmatisches Vorgehen.

Eine einzige kleine Inselformation von Alpenbären überlebte im westlichen Teil der norditalienischen Provinz Trento (genannt Trentino). Diese letzte natürliche Kolonie ist leider seit längerem nicht mehr dynamisch und daher auch nicht expansiv. Durch die geplante Aussetzung von gleich mehreren Tieren wäre es nun aber denkbar, da Bären ja problemlos selbst Pässe überschreiten, dass ein abwanderndes Individuum den Weg in die nahe Schweiz fände, da das Trentino ja bloss 35, allerdings recht kluffreiche Luftkilometer von der Grenze zum unteren Puschlav entfernt ist...

Seit über zwanzig Jahren befasst sich der Schweizer Bärenforscher Hans U. Roth mit dieser Restpopulation; seine Resultate korrigieren manches, was bislang über Braunbären zirkulierte. Die Erforschung der letzten Alpenbären reicht aber auch weit über wissenschaftliches Interesse hinaus und ist von grundlegender praktischer Bedeutung für allfällige Massnahmen zur Wiederein-

bürgerung der Braunbären in den Alpen, die mit der Gründung der "Schweizer Arbeitsgruppe Braunbär" im Sommer 1990 auch hierzulande wieder aktuell geworden ist.

Physiographie des Bärenlandes Trentino

Das Untersuchungsgebiet, auf 62 Gemeinden aufgeteilt, deckt mit seinen 1640 km² das gesamte Verbreitungsgebiet der letzten Alpenbären ab. Es zählt zu den Südalpen und umfasst im Osten die aus Dolomit aufgebaute Brenta-Gruppe, im Westen das an Oberflächengewässern reichere Adanello-Presanella-Massiv mit vorherrschendem Urgestein. Haupttäler sind Val di Non mit breiter Talsohle, Val di Sole und Valli Giudicarie-Rendena.

Höhenunterschiede von annähernd 3300 Metern bewirken ökologische Vielgestaltigkeit. Die Talböden im Bärengebiet werden landwirtschaftlich intensiv genutzt, vorab durch Graswirtschaft, kombiniert mit Obstbau. In den letzten Jahren ist die Alpwirtschaft stark zurückgegangen, doch spielt der Tourismus eine zunehmend grosse Rolle, vor allem im Bereich von Madonna di Campiglio.

Die Täler sind mit Ortschaften übersät, weshalb die Bevölkerungsdichte für dieses Berggebiet recht hoch liegt: 35 Einwohner pro km² im Durchschnitt und sogar deren 69 pro km² im Val di Non, wo sich die Bären heute hauptsächlich aufhalten; dies liegt beispielsweise wesentlich über dem Durchschnitt der Siedlungsdichte im Kanton Graubünden (23 Einwohner/km²).

Zwischen Kulturland und Hochgebirge schiebt sich ein zum grossen Teil zusammenhängender, aber bloss zwei bis fünf Kilometer breiter Waldgürtel. Diese steilen, von Felsbändern durchsetzten und teilweise schwer zugänglichen Wälder sind das hauptsächlichste Wohngebiet der letzten Alpenbären.

Moderne Forschung nach alter Trappersitte

Die Trentiner Tarnkappenpetze machen es der Wissenschaft nicht leicht. Bei einer mittleren Sichteufigkeit von 0,03 pro Jahr oder zirka 1 Beobachtung in 500 Feldtagen bleiben Alpenbären auch für die Forschung Phantome. Sie sind nicht in direkter Beobachtung, sondern nur mittels indirekter Informations-Beschaffung anzugehen. Diese kann - sozusagen nach Manier der einstigen

Trapper und Fährtsensucher - auf drei Arten geschehen:

Zum ersten - und das bedeutet in wilder Gebirgslandschaft härteste Knochenarbeit - durch rasterartige Feldbegehung mit einer Suchstreifenbreite von 3,5 Metern zwecks Registrierung aller "Bärenzeichen"; denn ein so mächtiges Tier kann ein Gebiet nicht bewohnen, ohne solche zu hinterlassen: Spuren und Trittsiegel, Losung, Kletterkratzer an Bäumen, Haare an Rinde und Harz, aber auch Winterlager und Kadaverüberreste und gelegentlich mal Schäden.

Zum andern durch das Befragen Einheimischer über persönliche Beobachtungen im Erinnerungszeitraum ihres Lebens. Dies erfolgt nach einem ausgeklügelten, räumlich geschichteten Stichprobenplan mit rund 1 Interview pro 10 km² Gemeindefläche. Befragt werden potentiell Bärenerfahrene wie Jäger, Wildhüter, Förster und Waldarbeiter, und zwar mit einer Interviewtaktik, die Jägerlatein zum vornherein ausschliesst.

Und zum dritten mittels Radiotelemetrie, wenn auch nur in sehr beschränkter Masse, da es - im Gegensatz zu Untersuchungen in grossen Bärenvorkommen der Ostländer oder Nordamerikas - nicht sinnvoll erscheint, durch Einfangaktionen Unruhe in eine an sich schon gefährdete Restpopulation zu bringen. Zudem können die Gewohnheiten einzelner Sendertiere vom Durchschnittsverhalten der Population stark abweichen und ein falsches Bild vermitteln.

Nur noch ein knappes Dutzend

Interessiert haben vor allem die Entwicklung der Populationsdichte in der Vergangenheit, die gegenwärtige Bestandesgrösse und die Populationsdynamik, das heisst die Zukunftschancen. Damit zusammenhängend stellten sich Fragen der quantitativen und qualitativen Ansprüche der Bären an den Lebensraum, der wirtschaftlichen Tragbarkeit und der Möglichkeit des Zusammenlebens von Mensch und Bär.

Obschon die Trentiner Restpopulation ziemlich regelmässig Nachwuchs erhält, war in früheren Jahren eine ständige Abnahme zu verzeichnen, die auf das damalige Wildern von jährlich mindestens zwei Tieren zurückgeführt werden muss. Diese Annahme wird indirekt durch die Tatsache erhärtet, dass in den Jahren des

Zweiten Weltkrieges, als die Jagd und damit wohl auch das Wildern praktisch zum Erliegen kam, eine deutliche Bestandeszunahme erfolgte.

Grosse Bange herrschte in den siebziger Jahren, als die Population um fast die Hälfte und damit auf kritische Grösse zusammenschrankte. Heute dürfte sie etwas konstanter bei nur knapp zehn Tieren liegen, und das Wildern konnte praktisch gestoppt werden. Die Frage nach der Verteilung der Bären auf ihren Lebensraum wurde durch Kartierung der erfragten Beobachtungen und gefundenen "Bärenzeichen" geklärt; es ergaben sich neun Kerngebiete von einigen km² in steilen Höhenlagen zwischen 800 und 2000 m.ü.M. mit bis zu 50° Neigung.

Die starke Bindung an den Wald ist an der oberen Baumgrenze weniger ausgeprägt als talseitig. Auffallend ist, dass schon schmale Kulturland-Streifen im Talboden als Durchgangshindernis wirken. Umgekehrt konnten zehn Gebirgspässe in Höhen bis über 3000 m.ü.M. in Erfahrung gebracht werden, die der Bär benutzt.

Immerhin suchen Bären im Trentino nachts auch waldrandnahe Gebiete in unmittelbarer Umgebung von Siedlungen auf. In Obstwiesen gefundene Bärenlosungen lagen fast alle in einer Entfernung von höchstens 25 Metern vom Waldrand, aber zum Teil nur 50 Meter von bewohnten Häusern beziehungsweise nur wenige hundert Meter von grösseren Ortschaften (5000 Einwohner) entfernt.

Notwendigkeit gezielter Schutzmassnahmen

Dennoch macht es den Anschein, als seien die Trentiner Bären scheuer als jene in den beiden nächstgelegenen Vorkommen, das heisst in Slowenien und in den Abruzzen östlich von Rom. Das könnte sich mit genetischer Auslese erklären (die Zutraulichen wurden geschossen) oder mit tierlicher Tradition (Überlieferung von Scheuheit infolge negativer Erfahrung durch Beschiessung).

Eines steht fest: Die Populationsdichte der Bären im Trentino liegt mit 5 Tieren/100 km² deutlich tiefer als in Slowenien (10/100 km²) und in den Abruzzen (20/100 km²). In Slowenien stehen den Bären noch weite, unberührte Areale zur Verfügung; zudem werden sie - als devisaerbringende Jagdobjekte - intensiv gehegt.

In den Abruzzen ist zwar der Tourismus stark im Vormarsch, doch können die Bären dort über den Nationalpark hinaus expandieren. Anders im Trentino. Hier verkleinert sich die ursprüngliche Verbreitungsfläche durch das Vordringen zivilisatorischer Störfaktoren.

Dies schlägt sich nieder in fehlendem Expansionsdrang, wie er für das langfristige Überleben einer Inselformation notwendig wäre. Zudem hatten die Alpenbären, verglichen mit andern Bärenvorkommen, schon immer eine kleine Nachwuchsrate; die Schätzung (anhand von Sichtbeobachtungen und "Bärenzeichen" führender Bärinnen) geht von zehn Prozent aus, was knapp den natürlichen Abgang deckt. Bären haben ohnehin den langsamsten Turnover (= Generationenfolge) aller europäischen Wildtierarten. Hier liegt notabene auch die Erklärung dafür, dass im letzten Jahrhundert die Populationen unter zu grossem Jagddruck derart rasch und grossflächig zusammengebrochen sind.

Das sukzessive Sichzurückziehen der Bären ins Val di Non könnte als eine Art "Selbsthilfemassnahme" gedeutet werden, ihre Dichte nicht unter einen kritischen Wert absinken zu lassen. Vordringliche Schutzmassnahmen im Trentino müssen daher in der Absicherung ungestörter Areale bestehen, notfalls durch prophylaktischen Landerwerb, und im Minimieren der Störfaktoren (Waldstrassenbau, Tourismus, Gebirgssport).

Nahrungsoportunist mit Herbstmast

Der Braunbär hat kein Territorium, das er verteidigt. Die Wohn- und Streifgebiete verschiedener Individuen überlappen sich stark. Ihre Grösse hängt mit der Ernährungssituation zusammen und beträgt für Weibchen meist 50 bis 100 km², für Männchen das Doppelte. Eine erhöhte Wanderaktivität wurde im Mai und Oktober festgestellt.

Bezüglich Nahrung ist Meister Petz mehrheitlich Vegetarier und zudem ein Opportunist; er frisst, was er findet, und er frisst unregelmässig. Deshalb bewegt er sich eigentlich nie im energetischen Gleichgewicht, weil er entweder je nach Saison sehr viel oder sehr wenig zu sich nimmt, was erklärt, dass man in der Wildbahn fast nur fette oder magere Bären sieht. Doch anders als beim

Menschen ist bei ihm dieser Zyklus von Schlemmen und Fasten vorprogrammiert und physiologisch.

Nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf ist das Futterangebot gering; allenfalls hat es mehr Fallwild, aber keine Beeren und Früchte. Das Minimalgewicht stellt sich also wider Erwarten nicht direkt nach der Winterruhe, sondern erst im Sommer ein. Und der sprichwörtliche Bärenhunger macht sich erst beim Herbstbeginn bemerkbar.

Für den Aufbau der lebensnotwendigen Fettreserven für den Winter ist die Herbstmast ausschlaggebend. Auch hier gilt: egal was, aber viel und auf engem Raum konzentriert, sei das Eichen-, Buchen- oder Beerenmast. Und die Schlussfolgerung daraus: Das Vorhandensein von ausreichender Herbstnahrung ist ein ausschlaggebender Faktor bezüglich Tauglichkeit eines Bärenbiotops.

Bärenschäden halten sich in Grenzen

Bären sind Faulpelze im wahrsten Sinn des Wortes; denn auch in der warmen Jahreszeit verschlafen sie zwölf Stunden pro Tag. Ihre Hauptaktivität entfalten sie in der Morgen- und Abenddämmerung. Die Winterruhe (kein obligater Winterschlaf) dauert beim Alpenbären im Trentino rund vier Monate, von Dezember bis März.

Als Winterlager dienen natürliche Felskavernen oder selbstgegrabene Höhlen unter Gesteinsblöcken oder Baumwurzeln; ihre Höhe liegt zwischen 1000 und 2300 m.ü.M. und deckt sich mit den Kerngebieten der Lebensräume. Starke Hangneigung bis 50° (Ungestörtheit) wird bevorzugt, Südexposition (Schmelzwasser) gemieden.

Bärenschäden halten sich im Trentino in Grenzen; zudem vergütet die Region Trento-Tiroler Etschland alle nachgewiesenen Schadstiftungen (wenige tausend Franken pro Jahr). Die meisten Schäden betreffen freilaufende Schafe und abgelegene Bienenhäuschen. Für letztere hat man jetzt eine taugliche Abwehrmassnahme gefunden: Umfriedung mit einem Elektroviehzaun.

Positiv eingestellte Bevölkerung

Was die Gefährlichkeit für den Menschen anbetrifft: Weder aus dem Trentino noch aus dem zweiten italienischen Vorkommen in

den Abruzzen sind je spontane Angriffe von Bären auf Menschen bekannt geworden (Jagdunfälle mit angeschossenen Bären aus dem letzten Jahrhundert müssen hier ausgeklammert werden).

Eine Umfrage unter der Trentiner Bevölkerung ergab eine erstaunlich hohe Akzeptanz, ja Bärenfreundlichkeit: 84,8% erklärten, sie würden sich vor wilden Bären nicht fürchten; 53,6% sind für die Erhaltung, für 27,2% spielt ihr Vorhandensein keine Rolle, und nur 19,2% sprachen sich dagegen aus. “Mich würde es betrüben, könnte ich meinen Kindern nicht einmal mehr Bärenspuren in unseren Bergen zeigen”, meinte eine Mutter.

Mehr noch: Es gibt Hinweise dafür, so meint Hans U. Roth, dass die Bären im Trentino eine eigene mitteleuropäische Rasse darstellen. Sie sind kleiner als im relativ nahen Slowenien, und die Jungbären tragen die für andere Braunbärenschläge typische weisse Halskrause nicht. Würde es nicht gelingen, die letzten Alpenbären zu retten, stünde man vor einem endgültigen und schmerzlichen Verlust.

*Anschrift: Heini Hofmann, Zootierarzt und freier Wissenschaftspublizist,
8645 Jona*